

Die Leute von Wiler

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **55 (1960)**

Heft 3-de

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

freude in den Augenwinkeln, einem belustigten Lächeln beobachten wir die tapfern Besucher, die es nicht einfach feige vorziehen, unten zu bleiben, sondern sich bis zu uns hinaufwagen. Zagende Schritte und ein scheinbar gleichgültiges Gesicht! –

Des Mittags pflegten wir öfters zu singen. Einmal in nächster Nähe eines duftenden Misthaufens und einmal auf einem Stapel Bretter, nicht fern von einem Bächlein. Beim Misthaufen ging das Singen recht gut vonstatten, da wir von Fliegenbässen prächtig unterstützt wurden und uns der Duft belebte.

Herrlich war es, auf den Brettern zu sitzen, die Beine baumeln zu lassen und am Draht eines Zaunes anzulehnen. Herrlich war es auch zu erleben, wie plötzlich die Bretter wankten und der Chor mit Tosen in das Wasser stürzte!

Die Nacht bringt es an den Tag

«Da müssen wir ableuchten», verkündete uns Herr Rubi. Ableuchten – was war das? Warum ableuchten? Es gab ja nichts Besonderes zu sehen an der leeren, verwitterten Hauswand. Mit Mühe entdeckten wir einige Striche und Striemen, die wir der Maserierung und dem Alter des Holzes zuschrieben.

Beim Einnachten wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen: in ganz Wiler suchten wir nach einer möglichst langen Kabelschnur und einer geeigneten Lampe. Die Bewohner waren ebenso gespannt wie wir.

In der Dunkelheit krochen alle auf die Gerüste. Die Lampe wurde nahe an die Wand gehalten. Plötzlich zeigte sich eine Lilie, ein Rad! Herr Rubi zeichnete ruhig mit Kreide die Umrisse dieses wunderbaren Schattengebildes nach, während wir erregt durcheinander fuchtelten und riefen. Bald glaubten wir die ganze Front mit Rosetten, Bären, Lilien bespickt . . . Doch es prüfte der Meister unsere Entdeckungen, lehnte sie entschieden als Hirngespinnste ab, und wir mußten bald einsehen, daß unsere Phantasie nur aus verwitterten Holzgebilden Ornamente hervorzauberte.

Am Haus von 1630 suchten wir eine Zeile Schrift zu entziffern. Bald sahen die einen ein A, die andern ein K und jedes versuchte, die andern und besonders Herrn Rubi zu überzeugen, daß sein Buchstabe gültig sei.

Besonders das Geschlecht des Bauherrn ‚STADLEN‘ oder ‚STALDEN‘ oder ‚TADLEN‘ gab Anlaß zu heftigem Diskutieren. Auch das Durchsuchen der alten Dokumente in der ‚Bürtdrucke‘ von Wiler gab uns keine Anhaltspunkte.

Am dritten Haus schauten wir bereits mit etwas fachmännischerem Auge und ruhigerem Gemüte, prüften besser, bevor wir unsere Entdeckungen kund taten.

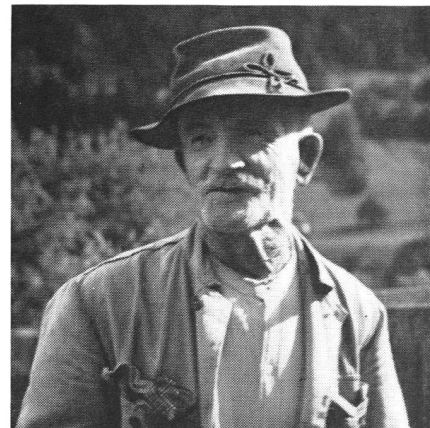
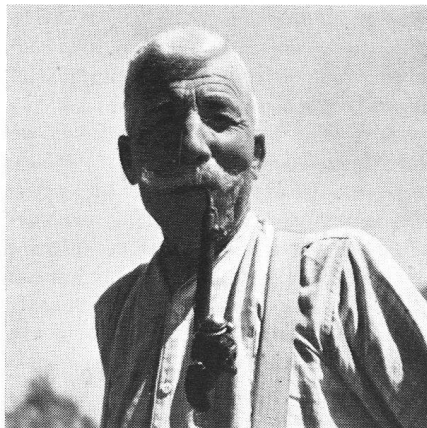
Warum sah man die verblaßten Ornamente beim Lampenschein besonders gut?

Farbe und Holz waren gleichmäßig Sonne und Regen ausgesetzt. Die aufgetragene Farbe schützte das darunterliegende Holz. So entstand zwischen bemalter und leerer Fläche ein kleiner, bei Tag unsichtbarer Absatz, der beim schräg einfallenden Licht der Lampe einen deutlichen Schatten warf und das frühere Ornament ergab.

Die Leute von Wiler

Am Morgen liegt das Wilerdörflein wie ausgestorben da. Nur ein paar Hühner gackern in ihren Ställen, Enten schnattern ums Haus, hie und da ruft ein Kinderstimmchen – ringsum sonst Sommerstille, Grillenzirpen, Brunnengeplätscher. Früh schon sind sie ausgezogen, Bauer und Bäuerin, Knecht und Kinder und bearbeiten nun emsig mit Gabel und Rechen das trocknende Gras. Nur die Großmutter, der Großvater und die kleinen Enkelkinder sind zu Hause geblieben. Die Großmütter verrichten das Nötigste im Haushalt, die Großväter bessern hier etwas aus und sehen dort eine Flickarbeit zu machen. Die Kleinen trippeln um sie herum und lassen sich gerne als Handlanger und Springbüschchen in Werkstatt und Küche gebrauchen.

Eben packt Großmutter Reinhard ihrem Peti Käse und Brot in die Hutte. Das dreijährige Margritli hängt ihr am Rockzipfel, das eine Händchen versteckt sich im Mund, das andere drückt innig ein altes Bäbi an das kleine Mutterherz. Nachdem der Knabe mit seinem Znünikram verschwunden ist, setzt sich das alte runzelige Grosi in die Ofenecke, mit einem Sprung sitzt die Kleine auf ihrem Schoß und läßt sich das lockige Blondhaar aus der Stirne streichen. Welches Gesicht leuchtete wohl mehr, das glatte, rosige des Kindes oder das grauverwitterte, über und über von winzigen Fältchen bedeckte der Alten? – Auch im Eschler-Haus ruhen zwei Leute von ihrer Arbeit aus. Eschler Fritz sitzt im Holzschopf auf dem Scheitblock und hüpferlet Kloßners Jüngsten auf seinen knochigen Knien. Übermütig reißt ihm der kleine Knirps den unförmigen, vergilbten Filzhut vom Kopf und stülpt ihn über die eigenen Ohren, steckt eine hölzerne Zigarre



in den Mund, versucht krampfhaft Runzeln zu machen und sagt: «Bin och große Ma». Ein vernünftiges Lachen tönt aus des Alten Mund. Es ist das gesunde, natürliche und saubere Lachen, das den Leuten, besonders den Männern, hier oben eigen ist; sie lachen viel und gerne, und wenn einer kräftig anfängt, so recht von ganzem Herzen, muß man mithalten, ob man weiß, warum gelacht wird, oder nicht.

Gegen elf Uhr wird das Dörfchen bevölkert, die Heuer kommen heim zum ‚Zaabe‘, um dann, nach kurzer Mittagsruhe wieder auszurücken. Trotz ihrer schweren Arbeit sind sie immer fröhlich gelaunt und zu Spässen aufgelegt. Gemütlich waschen sie sich am Dorfbrunnen die Arme, stehen noch ein wenig plaudernd zusammen und sehen staunend an den farbig werdenden Fassaden empor. Ihre helle Freude an den geschmückten Häusern und an den jungen Malerinnen zeigt sich in Neckereien und Spässen. Bald merkten wir, daß es etwas anderes braucht als Schulwissen und Gelehrtheit, um gegen den sprühenden Mutterwitz und gesunden Humor dieser Bergbauern aufzukommen, und versuchten zurückzugeben und das Spiel mitzuhalten, ‚weles lenger u weles besser?‘ Eines Mittags waren wir schon von unseren Gerüsten heruntergestiegen, hatten uns so gut wie möglich gewaschen und bestaunten nun, zufrieden im Gras neben dem Brunnen sitzend, unser farbiges Werk, als die Heuer heimkehrten. Gerber, der ewige Spaßvogel, tauchte mit einem verschmutzten Schulbubengesicht beide Hände in den Brunnentrog und warf einen Wasserstrahl über den jungen, nichtsahnenden Mädchenflor, der kreischend emporfuhr. Gerbers helle Äuglein glänzten vor Lust und Selbstzufriedenheit. Die Hände in den Hosensäcken stand er da und lachte. Doch, ‚wer zuletzt lacht, lacht am besten!‘, dachte ich schnell aufspringend, und goß ihm von hinten das doppelte Maß über sein ‚strahlendes‘ Haupt. Naß wie ein Pudel, schüttelte er sich und schwur lachend Rache.

Stolz setzte ich mich an den Tisch und dachte bald nicht mehr daran, daß der Sieg nicht ewig, das Spiel nicht abgeschlossen sei! Am nächsten Vormittag zog ich anstelle des gesuchten Farblappens eine Handvoll Hobelspäne aus der Tasche meiner Malerschürze. Erst jetzt merkte ich, daß ich wohl schon eine geraume Weile zwei prallgefüllte Taschen geringelter Späne spazierengeführt und erinnerte mich des versprochenen Racheaktes. Beim Essen fragte ich Gerber Chlätis, wie er denn gewußt habe, welche Schürze mir gehöre. «Oh», meinte er in lässigem Ton, «ich ha deicht, ich nemi dr verschlaargetischt, u has preicht!» Schallendes Gelächter um mich herum, und ich gab mich geschlagen.

Wir aßen bei den Bauern; alle drei Tage überfielen wir mit unserem Riesen hunger eine neue Familie. Aus dem reichlichen Essen (das uns übrigens mächtig angeschlagen hat) schlossen wir, daß die Frauen gewohnt waren, für viele zu kochen. Wir waren eine große Familie, meist saßen mehr als 15 Personen um die Tische herum. Bei Kloßners wurde nicht so viel geredet; Kinder und Malergesellen schwiegen und hörten dem Gespräch zwischen Großvater und Malermeister zu. Bei Gerbers ging's anders zu; natürlich konnte Chlätis auch beim Essen das Necken und Spässen nicht lassen, und so wurde halt bei Tisch mit Worten weiter gespritzt! Reinhardts behandelten uns wie Herrschaften aus der Stadt. Uns wurde in der Stube gedeckt, Schüsseln zu- und abgetragen, und manchmal sogar etwas anderes als der Familie aufgetischt. Die Großmutter wollte es anfangs auch gar nicht sehen, daß die ‚Fräuleins‘ abwaschen, hier mußten wir erkämpfen, was uns anderorts gerne überlassen wurde.

Welches Vertrauen wurde uns überall entgegengebracht. Jedes Haus stand uns offen, keine geschlossenen Stuben, keine verriegelte Tür. Ein kleiner, lustiger Vorfall zeigte uns aber, daß auch dieses Vertrauen nicht selbstverständlich war:

Als wir von den Gerüsten aus in ein Knechtegaden schauten, bemerkten wir mit einigem Befremden, daß sowohl Schrank wie Holztrögli mit Brettern und großen Nägeln ‚versiegelt‘ waren. Der Bauer sagte lachend: «Das gleicht ihm; der Knecht ist ein merkwürdiger Kauz, er ist halt ein

*Links: Jakob Siegenthaler.
Mitte: Großmutter und
Margritli Reinhart.
Rechts: Fritz Eschler.*

Stündeler!» – Am Mittag warteten wir, bis sich die Bauernfamilie um den Tisch gesetzt hatte, dann ging der Meister, gefolgt von uns sieben Getreuen hinein und fragte: «Regez, wem hast du nicht getraut, mir oder diesen Töchtern, daß du alles vernagelt hast?» Der stumpfsüßlich lächelnde Mund zog sich zusammen, die sonst frömmelnd stillen, schielenden Äuglein gerieten nach kurzem Verblüffen in Aufregung, rollten hinter den runden Brillengläsern, die grobe, schwere Faust schlug mehrmals auf den Tisch: «Nein, Herr Rubi, in Euch und in die Fräulein habe ich volles, goldenes Vertrauen, aber», er senkte die Stimme, kniff die Äuglein böß zusammen und beschrieb mit dem knochigen Zeigefinger eine geheimnisvoll abwehrende Gebärde, «aber den Buben, so gewissen Buben von da drüben, die kenne ich nur zu gut und traue ihnen nicht mehr! – Aber Euch und den Fräulein, das glaubt mir, Herr Rubi . . .» Ja, wir glaubten es und freuten uns umsomehr, daß auch er uns Vertrauen entgegenbrachte, und sogar noch ein so goldenes!

Nie kamen wir abends mit leeren Händen in unser Zelt nach Nidfluh hinauf. Bevor wir aufbrachen, holte Frau Kloßner noch schnell eine Pinte Kirschen, oder ein paar Eier. Frau Gerber hängte uns ein Kesselchen Himbeeren an den Arm, und beinahe jeden Abend kam Frau Teuscher mit einem Netz voll Salat aus dem großen, sauber gepflegten Garten. Das gute Mädeli strahlt eine Fröhlichkeit, eine Güte und Liebe aus, so recht wie ein Müeti. Leider hat es keine eigenen Kinder; doch sein sonniges Gemüt und seine Mütterlichkeit kommen den Nachbarkindern zugut. Stets hat es zwei, drei Kleine um sich, die ihm nachtrippeln und in seiner Wohnung ein- und ausgehen wie daheim.

Auch die Großen ziehen keine strengen Grenzen zwischen Mein und Dein; sie sind aufeinander angewiesen, helfen einander aus, arbeiten gemeinsam und gehören einfach zusammen. Nichts von Klatsch, kleinlichem Treppenhausgewäsch, keine ewigen Nörgeleien an Kindern und Mitmenschen, dafür freundliche Gemeinschaft, gesunder Verkehr zwischen allen Familien und durchwegs ein natürliches Leben!

Fotos und Schülerzeichnungen aus dem Archiv von Christian Rubi, Bern.

Das eingerüstete Haus Eschler/Gerber.

